

Hoffnungsträger

Bernd Oberdorfer¹

Hoffnungsträger haben es leicht. Gleichsam per definitionem fliegen ihnen die Herzen zu. Wäre es anders, wären sie keine Hoffnungsträger. Als Barack Obama – sicherlich der größte politische Hoffnungsträger mindestens seit Nelson Mandela oder Michail Gorbatschow – zum amerikanischen Präsidenten gewählt wurde, verbanden weltweit viele Menschen sehr offensichtlich mit ihm die Erwartung einer epochalen Zeitenwende: Er würde alles gut machen, was sein Vorgänger schlecht gemacht hatte. Die Hoffnungen einer ganzen Nation, so schien es, ja der ganzen Welt ruhten auf ihm. Mit der Überzeugungskraft seines Auftretens und rhetorischer Brillanz hatte er solche Erwartungen teils selbst erzeugt. Er *wollte* einen großen Aufbruch provozieren, *wollte* Hoffnungsträger sein: „Yes, we can.“ Und eine Welle der Begeisterung, so hieß es, trug ihn ins Weiße Haus.

Hoffnungsträger haben es schwer. Auch dafür ist Barack Obama ein gutes Beispiel. Wer so hohe Erwartungen erweckt – mahnende Stimmen sprachen das schon in der Wahlnacht aus –, kann nur scheitern. Die Hoffnungen, erweisen sie sich als überzogen, werden in Enttäuschung umkippen. Die Worte, eben noch aufgesogen als Ermutigung zum umfassenden Wandel und Neubeginn, werden dann gegen ihn gewendet: Er hat doch gesagt ... – und was ist daraus geworden? Leicht wird ein Hoffnungsträger zum Gefangenen der Hoffnung, die an ihn geknüpft ist. Die Hoffnungen der ganzen Nation, die auf ihm *ruhen* – sie *lasten* auch auf ihm. Verehrung schlägt um in Bitterkeit und Hass. Und diejenigen, die es immer schon besser gewusst haben, fühlen sich bestätigt: Hoffnungen haben in der Politik nichts zu suchen. Wer Visionen hat – so sagte es Helmut Schmidt –, soll zum Arzt gehen.

Nun ist Hoffnung in der Tat ein fragiles, eine schwieriges, ein schwer zu fassendes Phänomen. Ohne Hoffnung, ohne Zuversicht, ohne das elementare, unausgesprochene, ja unbewusste Vertrauen, dass irgendwie schon alles gut gehen oder jedenfalls besser werden wird, hätten wir morgens wohl kaum die Kraft, das Bett zu verlassen und den Tag zu beginnen. Dieses Grundvertrauen ist wesentlicher Teil der Überzeugung, dass unser Leben sinnvoll ist, einen Sinn hat. Zugleich aber wusste schon der Apostel Paulus, dass Hoffnung sich ausrichtet auf etwas, „was man *nicht* sieht“ (Röm 8). Man kann nicht auf et-

¹ Ansprache beim ökumenischen Hochschulgottesdienst in der Barfüßerkirche Augsburg, 18.7.2010.

was hoffen, was man schon hat. Auch ist „Hoffnung“ der falsche Begriff im Blick auf etwas, dessen Eintreffen in meiner Macht steht. Ich „hoffe“ nicht darauf, dass mir die Ware, für die ich bezahlt habe, ausgehändigt wird, sondern ich erwarte, ja verlange das. Hoffnung bezieht sich also immer auf etwas Unverfügbares. Zugleich aber auf etwas, das für mich wichtig ist, das ich brauche oder jedenfalls zu brauchen meine. Unter dessen Abwesenheit ich leide. Das ich vermisse. Das mir zu verschaffen aber dennoch nicht – oder nicht ausschließlich – in meinen Händen liegt.

In der griechischen Antike galt die Hoffnung daher als etwas Gefährliches, das man besser meiden sollte, das letzte Übel aus der Büchse der Pandora. Denn wenn die Sehnsucht nach etwas Abwesendem und Unerreichbarem mein Dasein bestimmt, werde ich unzufrieden mit meiner Gegenwart, empfinde ich nur noch den Mangel, verzehre mich in einer Leidenschaft, die ins Leere geht. Ist es dann nicht das Beste, diese Sehnsucht abzutöten? Dann müsste doch auch die Unzufriedenheit enden. Genau dazu raten die stoischen Weisen: Hoffnung macht abhängig. Abhängig von Unverfügbarem. Nur wer nicht hofft, ist frei. Die *ataraxia*, die unerschütterliche Gleichmütigkeit ist daher das Lebensideal des wahrhaft humanen Menschen. Bis heute hat diese lebenskluge, illusionsresistente Haltung nicht an Attraktivität eingebüßt. „Ich erhoffe nichts. Ich fürchte nichts. Ich bin frei.“ So steht es etwa auf dem Grabstein des griechisch-kretischen Schriftstellers Nikos Katzantzakis in Iraklion.

Hoffnungsträger sind in dieser Perspektive nichts als Rattenfänger, die gefühlbewegte und leichtgläubige Menschen mit Fata Morgana aus ihren sicherlich beschränkten, aber gleichwohl recht verstanden erträglichen Lebensverhältnissen heraus locken und in eine Wüste führen, wo sie sehnsuchtsverzehrt elendig verdursten werden.

So gesehen, wäre Mose ein großer Verführer, der unter Berufung auf einen allmächtigen Rettergott und mit der Vision eines Landes, wo Milch und Honig fließen, den Israeliten ihr Leben in Ägypten vergällt und sie zum leichtfertigen Verlassen jenes Landes genötigt hat, das ihnen doch zumindest die Grundversorgung gewährt hatte (im Rückblick wurden dann „Fleischtöpfe“ daraus). Und doch ist dieser „Exodus“ das Grunddatum der biblischen Religion, und die Bücher des Alten wie des Neuen Testaments sind tief geprägt vom Bild eines Gottes, der Menschen durch Verheißung einer besseren Zukunft über die Grenzen ihrer Herkunft hinaus führt, ohne eine andere Garantie als das Vertrauen in die Verlässlichkeit dieser Verheißung. So ging es schon Abraham, dem Stammvater, der allein auf das göttliche Berufungswort hin seine vertraute, gesicherte, keineswegs arme und unfreie Welt verließ, um das Land zu suchen, das zu besitzen dieser Gott erst seinen Nachkommen

versprach. In einem ganz emphatischen Sinn sind Judentum und Christentum daher Religionen der Hoffnung. Die Erzählungen der Bibel sprechen ganz unterschiedliche Dimensionen dieser Hoffnung an: die Hoffnung auf Befreiung aus Unterdrückung, wie beim Auszug aus Ägypten; die Hoffnung auf Heimat, Frieden und Wohlergehen – wie sie sich im „Gelobten Land“ realisierte; die Hoffnung auf vertrauensvoll-ehrfürchtige Begegnung mit Gott, die im Jerusalemer Tempel ihren Ort fand. Doch es gehört zu den erstaunlichen, immer wieder neu bedenkenswerten Eigentümlichkeiten dieser Tradition, dass die Hoffnung nicht einmal dann endete, als die bereits erreichten Ziele wieder verloren gingen, das Land verlassen werden musste, der Tempel zerstört war. Im babylonischen Exil blieb die Hoffnung wach, verdichtete sich zur Hoffnung auf bleibende Bewahrung und neuen Anfang trotz schwerer Schuld, eine Hoffnung, die ihre Erfüllung fand in Rückkehr und neuem Tempel. Zur selben Zeit wagte sich die Hoffnung auch an die Grenzen des menschlichen Daseins. Erste Visionen der Totenauferweckung nährten die Hoffnung auf Überwindung des Todesgeschicks, und das Bild vom Jüngsten Gericht verdankte sich nicht zuerst düsteren Rachephantasien, sondern der Hoffnung, dass Gott am Ende ein Reich umfassender Gerechtigkeit erbauen werde, von dem jedenfalls nicht ausgeschlossen werden kann, dass es auch diejenigen einschließen wird, die sich der Gerechtigkeit bisher verweigern.

Mehr und mehr verbanden sich diese Hoffnungen mit der Erwartung eines Hoffnungsträgers, eines Gottesgesandten, der die Gottesverheißungen auf Erden ins Werk setzen würde, eines Messias. Diese Erwartung konnte durchaus unterschiedliche Gestalt annehmen. Gewiss war an einen Retter gedacht, der das Volk aus der Unterdrückung befreit, und nicht zufällig stand im Hintergrund häufig die verklärte Erinnerung an den König David, der einst ein israelitisches Großreich regierte. Aber nicht nationale Machtphantasien standen im Mittelpunkt, sondern die Gerechtigkeit, die dieser Retter verwirklichen würde, und das Friedensreich, das unter seiner Herrschaft entstehen und internationale Anerkennung finden würde. Doch seltsamerweise bildete sich ausgerechnet in der Zeit größter Not, mitten im babylonischen Exil, noch eine andere Vorstellung einer Rettergestalt, die vom „Knecht Gottes“. Auch er wird – wir haben es vorhin gehört – Recht sprechen und Frieden schaffen, er wird das geknickte Rohr nicht vollends abbrechen, sondern erneut aufrichten. Aber von diesem Knecht Gottes heißt es auch, dass er von hässlicher Gestalt und deshalb allgemein verachtet sein würde und unschuldig würde leiden müssen, dass er sich stumm zur Schlachtbank führen ließ wie ein Lamm – und ausgerechnet von seinem Leiden soll Heilung ausgehen. Das Spektrum der Vorstellungen eines Hoffnungsträgers reichte also vom Großkönig zum

gemarterten Knecht. Kein Wunder, dass niemals von vornherein klar war, wie denn der erwartete Retter tatsächlich aussehen würde.

Zweifellos erschien Jesus als Hoffnungsträger – und er trat auch so auf. Vermutlich – so sagen die Historiker – nannte er sich zwar nicht selbst „Sohn Gottes“ oder „Messias“. Aber er verknüpfte seine Botschaft – „Kehrt um, denn das Himmelreich ist herbeigekommen!“ – in unerhörter Weise mit seiner eigenen Person: „Wenn ich mit dem Finger Gottes Dämonen austreibe“, sagt er, „dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen!“ (Lk 11,20) Auch muss seine Wirkung auf die Menschen ungeheuer gewesen sein. „Das Volk entsetzte sich über seine Lehre“, heißt es nach der Bergpredigt, „denn er lehrte mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten“ (Mt 7, 28f). Leute verließen ihren Brotberuf und ihre Familien, um mit ihm zu ziehen. Das tut man nur, wenn man das unwiderstehliche Gefühl hat, dass die Gemeinschaft mit diesem Menschen entscheidend ist für die eigene Existenz. Andere wiederum hielten ihn eben deshalb für einen Scharlatan, einen Guru, der den Leuten durch skandalträchtige Einzelaktionen den Kopf verdreht und noch dazu durch anmaßend-eigenwillige Auslegung der Heiligen Schrift die Verbindlichkeit der altbewährten Lehre in Zweifel zieht.

Doch auch für seine Anhänger war er schwer zu greifen. Sehr unterschiedliche Erwartungen und Hoffnungen wurden mit ihm verbunden. Wenn die Begeisterung aber überhandnahm, wie etwa nach der Speisung der Fünftausend, entzog er sich. „Als Jesus merkte, dass sie kommen würden und ihn greifen, um ihn zum König zu machen, entwich er auf den Berg, er allein.“ (Joh 6,15)

Wer so viele Erwartungen erweckt, muss unweigerlich viele enttäuschen. Das gilt gerade für den engsten Kreis der Anhänger. Ich stelle mir Judas immer als einen besonders frommen, besonders begeisterten Anhänger Jesu vor, der aber ein sehr präzises Bild davon hatte, was ein Hoffnungsträger in diesen Zeiten zu leisten hatte: nämlich die Befreiung des jüdischen Volkes von der römischen Besatzermacht, notfalls durch bewaffneten Aufstand. Wie groß muss seine Enttäuschung gewesen sein, als ihm klar wurde, dass Jesus diese Erwartung nicht erfüllen würde! Dieser Mann war offenkundig nicht nur nicht der erhoffte Messias; er schadete in Judas' Augen vielmehr sogar der messianischen Sache, weil er die Leute vom politischen Widerstand ablenkte und abhielt. Aus der Innensicht des Judas konnte der Verrat daher durchaus als frommer Akt erscheinen: Die Beseitigung des „falschen“ Hoffnungsträgers schuf Raum für das Auftreten des „richtigen“, der erst noch kommen sollte.

Mit Jesu Kreuzigung konnte dann sein Ruf als Hoffnungsträger definitiv als erledigt gelten. Dass es anders kam, gehört auch historisch betrachtet zu

den großen Wundern der Weltgeschichte. Offensichtlich waren die österlichen Erscheinungen, in denen die Jünger in ganz unterschiedlichen Formen den gekreuzigten Jesus als lebendig erfuhren, von so starker Wirkung, dass sich ihnen die Begeisterung für ihn erneuerte. In unüberbietbarer Weise war er als der Hoffnungsträger bestätigt, dem sie vertraut hatten und nun erneut vertrauten.

Ganz erstaunlich ist aber nun, dass die frühen Christen das Kreuz nicht gleichsam als ‚Betriebsunfall‘ auffassten, der nach kurzer Frist durch die Auferstehung wieder ungeschehen gemacht worden wäre. Sie lernten das Kreuz vielmehr als Teil des Heilsgeschehens verstehen. Jesus ist Hoffnungsträger nicht trotz, sondern wegen seines Kreuzestodes. Die Vorstellungen von einem Messias erfuhren dadurch eine tiefgreifende Umdeutung: Sie wurden verbunden mit dem Bild vom ‚leidenden Gottesknecht‘. Nicht als der glorreiche Sieger, dem nichts etwas anhaben, den niemand stoppen kann, sondern als der, der das Scheitern erlitt, ist Jesus das ‚Licht der Welt‘.

Das Christentum hat daher ein eigentümlich gebrochenes, um nicht zu sagen: paradoxes Bild vom Hoffnungsträger ausgeprägt. Man wird nicht sagen können, dass die Kirchen in ihrer Verkündigung und Praxis durchgängig die Konsequenzen dieser umstürzenden Einsicht realisiert und der Versuchung zu einer triumphalistischen Umdeutung der Gestalt Jesu immer widerstanden hätten. Doch sie haben dieses Bild – mal mehr, mal weniger verstanden – faktisch immer weitertradiert und dadurch gleichsam in die Kultur eingespeist: als Möglichkeit, als Herausforderung. Zunächst für die Kirchen selbst. Aber zugleich doch auch für die säkulare Kultur: für den humanen Umgang mit unseren weltlichen ‚Hoffnungsträgern‘ und unseren Erwartungen an sie.